

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1931)
Heft: 10

Artikel: Mein Genfer Studiensemester
Autor: Taube, Otto von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-853421>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Mein Genfer Studiensemester

von Otto Freiherr von Taube

Im März 1898 bestand ich in Weimar das Abiturientenexamen, nachdem ich die vorausgegangenen Wochen mehr mit Tanzen als über Schularbeiten verbracht hatte. Doch als die Spannung vorüber und das Ereignis zur Genüge befeiert worden war, spürte ich schärfer als bis dahin den Schatten, der schon seit einigen Jahren von ferne her meine Jugend verfinsterte und jetzt, bei der Berufswahl, als der Verzicht auf die von kleinauf ersehnte Zukunft mich unmittelbar umfing. Ich möchte hier nicht erörtern, warum ich – ungezwungen – das Studium der Naturwissenschaften, zu dem mich das Beispiel des Großvaters, die Erziehung der Eltern und eigene Leidenschaft bestimmten, zugunsten des mich wenig verlockenden juristischen aufzugeben beschlossen hatte, warum ich aber auch den Schein vermeiden wollte, als hätte ich mich mit dieser Entscheidung fremdem Verlangen unterworfen gleich einer Wetterfahne, die dem stärksten Anhauch gehorchte. Unerwähnt aber kann ich diesen Entschluß hier nicht lassen, weil nur er meine Lebensweise während der nächsten Zeit – und die war gerade mein Genfer Studiensemester – und meine Stimmung während ihrer erklärt. Demnach hatte ich in meinem Abgangszeugnis vermerken lassen, ich verlasse die Schule, «um Naturwissenschaften zu studieren», und – obwohl der juristischen Fakultät zugeschrieben, um kein Semester zu verlieren – beschäftigte ich mich in Genf mit jenen beinahe heftig, zu dem äußeren Zweck, meine Unabhängigkeit zu bekunden, und zu dem inneren, Abschied von meiner Vergangenheit, aber auch von der einzigen Zukunft zu nehmen, die mich lockte. Und so war ich während dieses Aufenthaltes nicht nur erfüllt von dem meinen Jahren natürlichen Jugendrausche – übrigens damals und während der folgenden Monate wirklich zum letzten Male in meinem Leben – sondern auch zugleich mir bewußt, daß die Wonne bald für immer enden werde. «Als wäre ich einer, der da scheiden müßte», habe ich nachmals einen Vers Gabriele d'Annunzios, der die nämliche Stimmung ausdrückt, übersetzt.

Daß ich, um meine französischen Kenntnisse zu vervollkommen, mein erstes Semester in Genf verbringen sollte, stand fest, zumal seit

die verwitwete Schwägerin meiner Mutter, die Gräfin Johanna Keyserling, sich dort niedergelassen hatte mit ihren drei Kindern, darunter meinem jetzt so berühmten Vetter Hermann, der, um ein Jahr jünger, doch ein Schuljahr mir voraus, dort – der Beneidenswerte – ohne alle verzichtenden Hintergedanken den Naturwissenschaften oblag. Am 11. April verließ ich das Elternhaus: ich erinnere mich des Stolzes, mit dem ich, zum ersten Male selbständig, mir im Frankfurter Bahnhofswartesaale zu essen bestellte, der rosigen Pfirsichblüte seit Morgen grauen erschaute auf der Fahrt durch den Breisgau, der blaßgelben Primelsträube im Unterholze des sich begrünenden Schweizer Juras, der blauen Fläche des Léman, der, schon bevor der Zug Lausanne erreichte, sich in der Tiefe offenbarte unter dem jenseitigen Wall begipfelter Savoyer Hochketten. Von meiner Ankunft in Genf weiß ich nichts, nur daß ich auf Anraten der Verwandten in dem von ihnen empfohlenen Gasthof abstieg und schon am folgenden Tage Kost und Wohnung fand: Quai du Mt-Blanc 7 im höchsten Stock beim Ehepaare Taponnier-Bornand.

Monsieur war alt und wassersüchtig und trank vor Tisch Absinth, Madame war dick und noch rabenschwarz, beide unwissend, wie ich das von reichsdeutschen Bürgern in gleichen Verhältnissen nicht gewohnt war, aber gutmütig und in ihrer Gesamtwirkung daher lebenswürdig kindlich. Mein Zimmer lag nach der Rückseite des Hauses zu; dafür konnte ich die Aussicht auf den Mt. Blanc, deren diese Häuserflucht sich rühmt, aus dem Salon und dem Eßzimmer meiner Wirtsleute genießen. Da ich mich vorzüglich einlebte, fühlte ich mich gestört, als ein zweiter junger Mann die Taponniersche Wohnung bezog, der Magyarenjunker Geza v. Tormay, welcher mich durch sein Geselligkeitsbedürfnis und eine gewisse Liebe zum Lärm bedrückte.

Am selben Tage, da ich die Wohnung fand, belegte ich auch die Vorlesungen; die juristisch-volkswirtschaftlichen, von denen ich keine zu verfolgen gesonnen war und auch keine verfolgte mit Ausnahme der nationalökonomischen beim Neapolitaner Pantaleoni, zu dem ich manchmal ging, um diesen gebarteten Chimpanse auf dem Katheder, dessen Gesichtszotten schon unter seinen Augen begannen, fuchteln zu sehen und über seine Aussprache des Französischen zu lachen; Keyserling, der so gut zu zeichnen verstand, ließ sich einmal von mir in solch eine Vorlesung mitnehmen und erfüllte mein Heft mit köstlichen Karikaturen des Pithekanthropoiden. Was nun die naturwissenschaftlichen Kollegia anbetraf, so wählte ich sie nach dem Rate meines Veters:

geologische, zoologische, botanische, chemische. Wir entwickelten beide den gleichen Fleiß, wenn auch nicht auf dem gleichen Gebiete; für Keyserling hatte die Botanik, für mich die Geologie keinen Reiz, obwohl ich unter der vetterlichen Fuchtel die Vorlesungen auch dieser Wissenschaft nicht oft versäumte. Hingegen folgten wir beide gleich regelmäßig den Vorlesungen über Zoologie des Professors Yung und anatomisierten mit Feuereifer im zoologischen Laboratorium an Wirbeltieren, von *Salpa maxima* und dem *Amphioxus* an bis hinauf zum Kaninchen. Mit dem jungen und frischen Laboratoriumsdiener standen wir uns gut, für das slavische und balkanische Weibsvolk, das neben uns mit den toten Tieren hantierte und an Obszönität nichts zu wünschen übrig ließ, hatte ich nur Verachtung, zumal ich aus manchen Äußerungen unseres Lehrers erkannte, daß auch er nichts von ihnen hielt. Professor Yung, ein Herr, der da wußte, wie gut er aussah, näselnd – seinen eigenen Namen sprach er wie «Yongue» aus –, mit gewissen aus Lässigkeit stets wiederholten Redewendungen, lässigen Handbewegungen, – lauter Zügen, die ein «je me fiche de vous tous» auszudrücken schienen – auch immer heiter, war mir menschlich angenehm. Seine plaudernden Vorlesungen aber, die er mitunter mit so weisen Sätzen schloß wie «en somme, il y a des gens très hideux dans ce monde», konnte ich nicht ernst nehmen. Als ich ihn nach Jahren in einem römischen Fischrestaurant erkannte, aus einer unübertrefflichen Zuppa alla marinara Seetiere zu ganz anderen als wissenschaftlichen Zwecken herausfischend und mit seinen Tafelgenossen munter plänkelnd, schien er mir weit mehr als auf dem Katheder am rechten Platze zu sein.

Den Geologen Professor Duparc bewunderte mein Vetter wegen einer gewissen männlichen Rudesse, die ihn damals zu erobern pflegte; als Lehrer war er Herr seines Stoffes und verstand es vorzüglich ihn auseinanderzusetzen. Doch hing ich hauptsächlich dem Botaniker an, Professor Chodat, dessen Vorlesungen mir schlicht und sachlich Kenntnisse vermittelten, die ich suchte, und der ein Meister war in der Veranstaltung botanischer Ausflüge: was ich schon früh aus A.v. Humboldts *Ansichten der Natur* erlesen hatte, hier erschien es als Bild dank der Fähigkeit unseres Meisters, das Bezeichnende der Flora, die uns gerade umgab, hervorzuheben und zu deuten. Dabei wirkte sein Sinn für Landschaftsschönheit mit. Väterlich sorgte «Papa Chodat» für seine jungen Leute, auf ihr leibliches Wohl bedacht, sie aber auch auf das frischeste strapazierend und über die Unermüdlichen sich nach echter

Führerart freuend. Auch an anderen Dingen als an seiner Wissenschaft nahm er teil; ich erinnere mich eines Gespräches zwischen ihm und Studenten, in das ich schließlich eingriff, auf seiner Seite, weil er gegenüber den jungen Leuten die Meinung verteidigte, der Schriftsteller solle nicht nur Tatsächliches beschreiben, sondern dürfe auch Ideen vertreten. Doch veruneinigten wir uns gleich darauf, weil er behauptete, einst werde auch ich einsehen, daß die französischen wie die deutschen Klassiker langweilig seien, auch der « bonhomme d'Homère »; ich fände sie ja nur schön, weil mir andere das weisgemacht hätten. Nun, auch heute noch denke ich nicht, wie er mir vorausgesagt hatte. Auch mag nur mein arg jugendliches Schwärmerunwesen ihn zu solchen Philisteraussprüchen gereizt haben.

Vorlesungsbesuch, botanische und geologische Ausflüge, alles das mit Leib und Seele betrieben und mit tausenderlei inneren Freuden verquickt, stellten also meine Hauptbeschäftigung vor und nahmen in Genf meine Hauptzeit in Anspruch. Daran schloß sich noch innerhalb des Bereiches der Arbeit zuhause das Präparieren und Bestimmen der Ausflugsbeute, das Durchnehmen wissenschaftlicher Werke; bei solcher Tätigkeit ward mir meine Stube lieb. Auf Wunsch meiner Eltern benutzte ich die Gelegenheit, daß es in Genf einen russischen Geistlichen gab, um bei ihm die Vertrautheit mit seiner Sprache wiederzugewinnen. Eigener Bildungsdrang trieb mich zum Lesen; ich trug mir aus einer Leihbibliothek allerhand Französisches nachhause, u. a. Victor Hugos *Notre-Dame de Paris*, und las vom Neuen Testamente sämtliche Episteln, mit denen nicht genug vertraut zu sein ich als Lücke ansah. Auch nahm ich Reitunterricht, gab ihn aber bald wieder auf: in der Reitbahn fürchtete ich, mich durch die andere Schule für den bevorstehenden Dienst bei der deutschen Kavallerie zu verderben; im Freien aber dauerte mirs zu lange, ehe man auf wirklich reitbare Wege kam.

Auch mangelte es mir nicht an Menschenumgang. Familienanschluß hatte ich allerdings nur bei den gleich mir am Orte fremden Keyserlings. Von zwei Empfehlungen an Genfer « Aristokraten » führte die eine nicht einmal zum Kennenlernen, die andere zu einer einmaligen Einladung, bei der man gegen mich sehr liebenswürdig war, die man aber nicht wiederholte. Mag das Zufall, mag das Absicht gewesen sein, auch das letztere wundert mich jetzt durchaus nicht. Ich war gesellschaftlich nicht gerade auf der Höhe, zwar kein langweiliger Kumpan, aber doch nur zu sehr ein « ours mal léché ». Wohl war ich in Genf mit einem Frack, einem schwarzen Rock und einem Tennisanzug erschienen; für

den Alltag aber besaß ich nur die graue Landwirtjoppe, die ich als Schüler getragen hatte, und die mich umschlotternden, altertümlich geschnittenen abgelegten Anzüge meines Vaters, und was ich mir dann auf einem Ausflug nach Lyon dort bei « Thierry et Sigrand » fertig kaufte, deuchte doch wohl nur mich den Gipfel der Eleganz. « Was dein Vater dir zum Anziehen gibt, ist für dich gut genug », hatte es bei mir zuhause stets geheißt, und meines Vaters Ausfälle gegen die Eitelkeit, sobald meine Mutter die Schwestern nur etwas schmuck herrichten wollte, hatten mich, der ich außer den Meinen alle Welt im Reiche minderwertig fand, veranlaßt, seine Grundsätze zu übertreiben und alltags sogar auf Kragen und Schlips zu verzichten. In meiner baltischen Heimat nämlich hatte es zur Zeit meiner ersten Kindheit nach altertümlicher Weise beinahe noch für ein Vorrecht des Adels gegolten, « sich nicht zu putzen »; er hatte das bei seiner Stellung nicht nötig, und in der Stadt unterschied man die Edelfrau von der Bürgerin, daß jene die Mode verachtete und alte Kleider auftrug; nur zu den vier bis fünf Festen, die solch eine Dame im Winter erlebte, machte sie sich schön und tat den Familienschmuck an. Ebenso verhielten sich auch die Herren; waren die Livreedienner gut angezogen, so genügte es. Als ich übrigens 1902 nach einer gleichfalls altväterischen Gegend, nach Krakau, kam, weihte mich ein polnischer Junker zuvor darin ein, daß wenn ich dort in Kirchen in frommem Gebete auffallend schäbig angezogene Herren vorfände, diese vermutlich die größten Magnaten und die Träger der größten dortigen Namen wären; an ihren herrischen Köpfen, nicht an ihren Kleidern seien sie zu erkennen. So begriff auch mein Vater nie, daß Kleider Leute machten. Aber die Zeit hatte diesen Standpunkt nun einmal angenommen; ich galt für ein Rauhbein, und wenn ich dann wieder bei feierlichen Gelegenheiten völlig tadellos, gar mit der Scherbe im Auge und der weißen Nelke im Knopfloch, auftrat, wirkte ich nur lächerlich.

Bei den Verwandten brauchte ich Spott nicht zu fürchten, obwohl Tante und Vetter leise mein Äußeres zu vervollkommen suchten. Der Einkauf im Lyoneser Kleiderbazar wäre ohne sie nie erfolgt, und hatte mein Vater mir gepredigt « l'homme comme-il-faut ne porte qu'une cravatte noire », so verleitete mich mein Vetter zu bunten Halsbinden, schenkte mir gar zu meinem 19. Geburtstage ihrer drei; ...und schon zeigte ich mich mit einer knallroten. Bei seiner Mutter war es vergnügt und gemütlich. Mein Geburtstag ward bei ihr gefeiert nach heimischer Weise um den großen mit brennenden Lichtern besetzten « Kringel ».

Die Tante Johanna besaß derbe Frische und eine Gabe zu lachen, die sich auf ihre beiden älteren Kinder vererbt hatte, auf Hermann und auf die seitdem völlig zur Genferin gewordene Elisabeth. In diesem Hause konnte ich mich auch sattessen. Bei den Taponniers war die Kost zwar vorzüglich und viele Gänge machten die Mahlzeit aus, aber ich Nordländer ward von dem allen nicht gesättigt, und, wenn es bei der Tante Pellkartoffeln oder sonst etwas Heimisches gab, das man in Mengen vertilgen konnte, da erst war das Essen mir eine Freude und schlug auch an.

Mein gesamter übriger Umgang bestand in jungen Leuten. Nachdem ich zunächst umsonst um die Freundschaft eines Bekannten meines Veters geworben hatte, des jungen Cherbuliez, dessen Name es mir als der eines Verwandten des von meiner Mutter sehr hochgeachteten Schriftstellers angetan, ward ich Mitläufer der beiden Kreise, die mir die nächstgegebenen waren. Der eine bestand aus den ungarischen Landsleuten meines Mithausbewohners Tormay, darunter einige sehr nette Leute waren. Doch hatte ich im Grunde nichts mit ihnen gemein. Sie nahmen mich oft mit, wenn ich nicht wollte und, je lebhafter sie waren, desto mehr wurde ich « zum Trappisten »; ihre frühere Reife deuchte mich noch lasterhaft. Dennoch erinnere ich mich auch recht vergnügter Stunden unter ihnen, namentlich seit Keyserling und ich aus Südfrankreich rote Baskenmützen mitgebracht hatten, die nun auch die Magyaren sich aufstülpten, so daß wir als « société des bérêts rouges » des öfteren bei der Abendmusik im Kiosque des bastions zusammenkamen. Einmal gesellte sich zu uns in einem Lokale ein ungarischer Zigeuner, der dort geigeit hatte, und zog nachher mit durch Kaffeehäuser und Schenken. Einmal, im Vollmondscheine, fanden wir uns zu nachtschlafender Zeit vor der Tour de l'Île zwischen den rauschenden Wassern auf dem menschenleeren Plane, um ihn als Tanzplatz auszunutzen und wild kommandierte Françaisen und ausgelassene Czardas über ihn wegzuschwingen.

Mein anderer Kreis bestand aus den Teilnehmern an den botanischen Ausflügen. Zwar gab es darunter nur einen, mit dem ich auch außerhalb ihrer verkehrte, ebenfalls einen Ungarn. Aladar v. Szilassy war ein noch sehr kindliches, gutes und auch kluges Wesen. Seinen Landsleuten ging er aus dem Wege und sie ihm; sie gehörten wohl verschiedenen Kreisen an. Szilassy war reformiert, die anderen katholisch; er bedauerte, daß Ungarn sich von Österreich nicht hatte völlig lösen können, und hatte einen Abscheu vor allem, was Habsburg hieß; besser, meinte

er, wäre man türkisch geblieben; die anderen hingegen waren mit dem Deakschen Ausgleich und dem habsburgischen Könige zufrieden. Szilassy und mich verband die protestantische Haltung, die mir in Mitteldeutschland so sehr anezogen worden war, daß ich nur aus ihr heraus während des damaligen Spanisch-Amerikanischen Krieges für die Yankees Partei nahm entgegen der Genfer Stimmung, entgegen auch besonders Taponniers, die für Spanien schwärmten. Mit Taponniers hatte ich auch noch eine andere Fehde – wegen des Hauptmanns Dreyfus; sie schrien «à bas les juifs!», was ihr Söhnchen an alle Wände kritzelte, indessen ich, vom damaligen Deutschland her den Antisemitismus ungewohnt, «Dreyfusard» war.

Was nun die übrigen Mitglieder unserer botanischen Gemeinde anlangte, so beschäftigten sie mich als Angehörige der verschiedensten mir noch fremden Völker. Der Assistent unseres Professors, der Dr. Grintzescu, war Rumäne; es fanden sich Bulgaren, Serben, Italiener, Holländer usw. Ich vertrug mich mit allen gut, ohne Freundschaft zu suchen, nur die Polen schnitt ich gemäß der mir von russischer Seite her eingepflichten Abneigung. Echte Franzosen gab es unter den Botanikern nicht, dafür einige lustige Kerle von ihnen – von der unteretzten, strammen Art, die richtigen troupiers – im Gefolge des Geologieprofessors. An einige Genfer Bürgersöhne habe ich eine freundliche Erinnerung und erkenne sie auf den Lichtbildern wieder, die unsere Schar in verschiedenen Landschaften zeigen; Namen fallen mir ein: Thévenaz, Audéoud. Reichsdeutsche gab es unter uns kaum; mit den Deutschschweizern war gut auskommen, namentlich mit einem, dem Studenten der Medizin Andreas Sprecher v. Bernegg aus Grabs. Schon auf dem ersten botanischen Ausflug lernte ich ihn kennen; er war sehr blond, sehr schlicht und sah unscheinbar aus, hatte aber etwas, das mich anzog. Er war Abstinenzler, ich jedenfalls kein starker Trinker; wir hatten beide Blut genug, um ohne künstliche Mittel begeistert zu glühen. Ich erinnere mich, wie er einmal, als wir über, ich weiß nicht mehr was, sprachen, mich mit dem zustimmenden Ausruf «wie deutsch!» beglückte. Seitdem hatte ich ihn von Herzen gern, obwohl ich es ihn wohl nie habe merken lassen; seitdem ist er mir auch unvergeßlich geblieben. Denn in jenen Worten, denen er so sehr zustimmte, hatte ich irgendeine Ansicht bekundet, die ich bis dahin für spezifisch baltisch gehalten, weil sie im Reiche niemals Anklang fand. Und nun sagte mir jener Schweizer dazu «wie deutsch!» Heut weiß ich: der Geist des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, dieser allerdeutschesten Schöpfung, hat sich

in seinen abgesprengten Trümmern – in den baltischen Landen, in der Schweiz – da und dort besser erhalten als im Hauptlande, das beim französischen Jakobinertum hat in die Lehre gehen müssen, um gerade dessen «Präpotenz» (uns fehlt dafür das Wort) sich vom Leibe zu halten. – Noch erinnere ich mich eines lustigen Auftritts, wie in einer Walliser Schenke Sprecher einen besoffenen Bauernkerl von der Unwürdigkeit des Alkoholgenusses zu überzeugen suchte, der aber immer wieder entgegenlallte: «Je suis un Suisse et ne suis pas un Prussien.»

Aber die Ausflüge sind es, die dem Zurückblickenden am meisten Genfs Andenken verklären. Da war jener frühe, der erste, an dem ich teilnahm, in das Wallis: noch sehe ich und höre ich das Stürzen der Gießbäche, erlebe ich wieder die alpine Frühlingsfeuchte am grauen, halbgrenzerischen Tage: jenes Nebeln um Gipfel, Tropfen von Felswänden, Quillen um Moos und Steine, das Besprengtsein mit Frische an jeglicher Pflanze: den Steinbrecharten, weißen und gelblichen Kreuzblüten, den Oxalis, dem Lerchensporn, dem wiedergefundenen lieblichen Kraute langer heller nordischer Frühlingsabende, dem Chrysosplenium, das einer Goldstickerei auf lichtgrüner Seide gleicht. Ich erinnere mich des ersten Anblicks der tiefgelben wilden Aurikel und des unbeschreiblich leuchtenden Fruchtrots einer anderen Primelart, auf die ich jubelnd zustürzte – und die, wenn ich die Augen schließe, jetzt wieder vor mir glüht und wie ein Leitton die vollständige Weise ihrer gesamten Umwelt nach sich ruft: die Klamm von Vernayaz mit ihrer Landschaft. *Primula viscosa*, war es deine Schönheit, die sich mir da so sehr einprägte, oder war es meine Jugend, die dich so schön fand!

Und wenn ich jetzt wieder die Augen schließe, sehe ich die kiesigen weißen Auen bei Martinach am Knie des Rhône; gerade beginnen Pappel- und Weidenlaub und breiten über das Strombett den leichtgrünen Schleier, durch den das milchige Hellblau der Flut da und dort aufblitzt. Die beiden Talarme strecken sich fern aus, jeder in anderer Beleuchtung, der untere im Schatten abziehender Wolken, der obere – dem unsere Wanderung zustrebt – leuchtend von der Helle, die über dem Strome uns entgegenfliegt.

Ich sehe Sitten – wir nannten es französisch Sion, und der Laut klingt wie Zion, und ich schaue im Spätnachmittagslichte darüber die beiden Burgen wie golden – die betürmten Kastelle mit den wehrhaften, klangvollen Namen Valère und Le Tourbillon. Ihren Mauern entspringt leuchtend gelb und duftend der wilde Goldlack (*le violier*, welch holde,

troubadourhafte Bezeichnung!) und auf den Hängen darunter prangt eine sonderbare südliche Flora mit fremden Schmetterlingsblüten, verwilderten Opuntien und Schwertlilienarten. «Steppenflora» nennt sie der Professor und, wie der Wind sie aus südlichen Tälern, den Wällen von Mt. Blanc und Mte. Rosa zum Trotz, in das Wallis verweht hat, bemerkt er, sei auch der kleine schwarze Walliser Menschenschlag gleichsam fremd hergeweht aus dem Süden. Und wir lernen diesen Menschen kennen, durch seine ärmlichen Bergsiedelungen wandernd, lernen seine Häuser kennen, die aus dem Steinicht zu wachsen scheinen und keinen anderen Estrich als den natürlichen Boden – Fels oder Erdreich – haben. Hier bin ich durch kurze doch kräftige Eindrücke dem Geiste nahegekommen, der mich nachmals aus den Werken von Ramuz anwehte, daß sie mich daher vertraut deuchten als ein Stück eigener Vergangenheit.

Den Gipfel meines Genfer Erlebens aber bildete das Erleben des Südens. Auf dem botanischen Ausflug nach der Provence, während der nächtlichen Eisenbahnfahrt von Lyon, trat ich Nordländer, der ich am Vorabend noch in der mir geläufigen Welt eingenickt war, vor Morgengrauen angesichts einer schmalen Mondsichel an das Fenster des Zuges, der gerade Orange verlassen hatte, und erkannte, als es zu tagen anhub, etwas völlig Neues: aber nichts undeutlich Neues, wie es einen scheu macht oder verwirrt, sondern etwas besonders Greifbares und Offenbares, so klare und scharfe Eindrücke Wirkendes, daß ich aus der Gestalt von Zypresse und Ölbaum in einem einzigen Augenblicke nicht nur die neue Landschaft erfaßte, sondern mit ihr auch den Geist dieses Landes – nein, nicht den Geist nur dieses Landes, sondern eben den Geist des Südens; daß ich, mit anderen Worten, in diesem einzigen Augenblicke die Plastik des Südens und mit ihr den Schlüssel zur Latinität begriff. Der humanistische Schulunterricht allein hatte ihn mir nicht bieten können; doch nur ein Blick in die Landschaft, und, was ich verständnislos in mich getrichtert hatte, war für mich nachträglich wunderbar fruchtbar geworden. – Noch kurz vor dieser Fahrt hatte ich den Vorschlag, mit meinem Vetter und noch einem anderen Balten die nämlichen Gegenden zu besuchen, ärgerlich abgelehnt, weil diese beiden die Reise nicht nur nach der Eigenart von Floren und Faunen, sondern auch nach dem Vorkommen römischer Denkmäler richten wollten – «Dingen, die mich von Herzen langweilen», wie ich heimschrieb. Was gingen mich, meinte ich, diese alten Mauern an, der ich kein Archäologe sei, und was bedeuteten mir diese fremden

Römer, die ich von der Schule her satt sei? Doch wie ich Zypressen und Ölbaum, südliche Felsen in südlichem Lichte nur sah, waren mir auch die alten Steine bedeutsam geworden, die in Gestalt der Arena von Arles und der Sarkophage der Aliscamps mir zum erstenmal vor die Augen traten. In einem Briefe an meine Mutter, in dem ich gerade schilderte, wie ich, den Mitwanderern vorausgeeilt, unter einer Pinie liegend ihre Einholung abwartete, schrieb ich: « Ich dachte an Horaz. » Und heute noch weiß ich die Stelle, wo ich damals lag, nahe der Straße von Hyères nach der Halbinsel von Giens, und fände heute noch jene Pinie wieder, falls sie noch steht, und weiß auch die lateinischen Zeilen, die ich mir damals – und später noch oft – hersagte:

Qua pinus ingens albaque populus
Umbram hospitalem consociare amant
Ramis, qua et obliquo laborat
Lympha fugax trepidare rivo.

Und so führten alle Eindrücke dieses Ausflugs – die Eindrücke der botanischen Landschaften des maquis, der Crau, der Küstenwälder und des Cistusgebüsches, der wilddurchwachsenen Kalkschluchten von Les Baux, in denen der Name Dantes heute noch lebt – zur Vertiefung und Erweiterung jenes Ureindrucks: des Südens; mit einer einzigen Ausnahme, die der Eindruck der echten Steppe, der Camargue war, in der wir einen Tag verwanderten. Da war der Flachländer in mir wach geworden, da wollte ich unter den Herden Roß- oder Rinderhirt sein und sehnte mich bei dem Anblick der halbwilden Tiere nach Gewalttat und nach Reiten. Und während unsere mitreisenden Schweizer sprachlos über die « Häßlichkeit » der Landschaft waren, fühlte ich tief brüderlich mit Szilassy, dem Magyaren, der ganz große Augen bekommen hatte und von Pußten erzählte. Und wir beide verstanden den sonderbaren Herrn, der auf dem Bahnhof von Les Saintes-Maries den Professor anredete und sich, leider schon im Augenblick unserer Abfahrt, ihm zum Führer durch die Landschaft anbot. Es war ein Russe, seines Zeichens ein Maler, der sich dorthin in die Öde zurückgezogen hatte, um die Zauberbilder der Fata Morgana, die in diesen Landen manchmal gebietet – wie auch die Flamingos ihnen nicht fremd sein sollen – mit dem Pinsel festzubannen.

Nach dieser Erfahrung, bekehrt zum südlichen Geiste, schloß ich mich willig der Reise der beiden Landsleute an, der ich zuvor meine Teilnahme hatte versagen wollen, und begab mich mit ihnen zu Pfingsten, nun nicht wie mit dem Professor auf vier Tage, sondern auf volle

vierzehn in das Mittelmeergebiet. Wir beiden Vettern hatten wenig Geld und zwangen unseren wohlhabenderen Genossen, teils sich nach uns zu richten, teils, da er von zarter Gesundheit war, verboten wir ihm die Beteiligung an unseren Strapazen, lieferten ihn in besseren Gasthöfen ab, erlaubten ihm gar, in Hyères « Monsieur Mistral », den er kannte, zu besuchen, ohne daß wir ahnten, was das für eine Berühmtheit war. So waren wir zwei in unseren besten Augenblicken allein. Keyserling hatte die Führung, und ich ordnete mich ihm gern unter, denn, wie abenteuerlich auch dank seiner Leitung die Reise ausfiel, so war es doch das Richtige, lehr- und genußreich; und diese Art zu reisen, für ihn wohl eher eine «Tugend aus Not», blieb für mich zeitlebens Leidenschaft. Später, auf einer anderen gemeinsamen Fahrt, klagte Keyserling über mich: « ihm ist nur in Gasthöfen wohl, wo es durch die Decken regnet, und am liebsten schliefe er in Kirchen. » – Wir schliefen damals nun nicht gerade in Kirchen, sparten aber Nachtlager, indem wir bald auf den lederüberzogenen Pritschen der französischen Wartesäle lungerten, bald uns in Gehöften Obdach erklopfen, bald « bei Mutter Grün » übernachteten. Die Klüfte an der Halbinsel von Giens und auf Porquerolles waren mit weichem Seegras vollgespült; vor dem Ruhen nahm man im lauen Meere ein Bad; und dann schlief man selig – weil von der Nachtkühle halbwach, genug bewußt, alle südliche Nachtherrlichkeit zu genießen: die Harzdüfte der Strandkiefern, den Salzgeruch von Meer und Tang und die honigsüße Würze des weißblütigen Cistus, das leidenschaftliche Schlagen all der tausend Nachtigallen – und dann die geheimnisvollen Laute eines fernen Ruders, eines Fischerrufes über Meer. Morgens, um warm zu werden, erklimmen wir aus dem Wasser ragende Klippen, damit uns desto eher die Sonnenstrahlen träfen. Ich hatte mir einmal einen Strauß purpurner Feldgladiolen gepflückt; den schleuderte ich, wie das erste Leuchten mich berührte, als ein Opfer sonnenwärts in das Meer; und es belebte sich die kristallene Tiefe mit all dem schimmernden und vielgestalten Getier, das in den Korallenwäldern unter der Seeoberfläche wohnte.

So lernten wir das südliche Land in einer Naturnähe und einer Freiheit kennen, in denen wir die Heimat nie hatten erleben dürfen, weil dort die Rücksicht auf Mitmenschen selbst jungen und kühnen Gemütern das Abweichen vom Üblichen zu verwehren pflegt und, so es geschehen, auch nach Jahren nicht verzeiht. Des Südländers Naturnähe deckt sich gewiß nicht mit der nordischen; doch ist die Naturnähe bei den südlichen Freiluftmenschen nicht geringer als die bei

uns, den in die Stuben Gebannten. Aus unseren Stuben sehnen wir uns nach Natur, reden daher unaufhörlich von ihr; unsere Naturliebe ist Romantik und in der Wirklichkeit vergewaltigen wir die Natur tagtäglich; der Südländer aber spricht von der Natur nicht viel, lebt jedoch im Einklang mit ihr und nach ihren Gesetzen – « l'antique animal », wie ein Freund von mir es einst ausdrückte.

Zu unserer Kenntnis von Landschaft, Pflanzen und Landtieren kam nun auch die der Meerbewohner; tagelang trieben wir uns, nach ihnen fischend, an den Küsten herum, ihrem Rande nicht auf dem Festen sondern im Wasser folgend; Strandschuhe schützten die Sohlen gegen die Schärpen des Felsgrundes, Beine und Unterleib hatten wir Watenden entblößt und trugen die zugehörige Kleidung mit in den aufgeschulterten Rucksäcken. Wir hatten bald die eßbaren Muschelarten erkannt, nachdem wir in dem Marseiller Hafen zwei Tage lang unsere Mahlzeiten von ihnen bestritten hatten; und wie man in unseren Wäldern beim Wandern Himbeeren nascht, ließen wir bei unserem feuchten Umherschweifen manche der wohlschmeckenden kleinen Verwandten der Auster in unserem Munde verschwinden. Aber vor allem lernten wir auch die Leute dortzulande kennen, und unser Französisch ward – erst durch absichtliche Spöttelei, dann infolge unserer Verliebtheit in jene Welt – mit provençalischen Redensarten durchsetzt und in der Aussprache provençalisch angehaucht. Immer wieder kamen wir ja mit dem dortigen Volk in Berührung; eines Abends, als wir schon in unserer Höhle lagerten, fiel uns bei plötzlichen Regungen des Hungers ein, daß wir nichts zur Nacht gegessen hatten und vorratlos waren. Im Dämmer, durch den nachtigallschwellenden Wald über Wurzeln stolpernd, suchten wir nach Menschenstätten und fanden endlich ein Häuschen, aus dessen Fenster Licht fiel. Wir baten um Brot, welches wir bezahlen wollten. Die Frau, die uns auftrat, war mißtrauisch; endlich war sie bereit, unsere Bitte zu erfüllen; nun aber hatten wir kein Kleingeld mehr, ebensowenig aber war sie imstande, auf einen Franken herauszugeben. Wir wollten den Rest ihr belassen, sie in ihrer Ehrlichkeit sträubte sich dagegen und packte uns nun Brot für einen Franken auf, viel zu viel für unser Bedürfnis, und mächtige Laibe, die wir unter den Arm nehmen mußten und mit denen wir nun im Stockfinstern zurücktappten, mühsam unsere Lagerhöhle erkennend und ertastend, nachdem wir schon gefürchtet hatten, sie samt unseren dort liegenden Habseligkeiten nie mehr wiederzufinden. Andere Bauersleute erlaubten uns, in unsere Mäntel gehüllt, auf dem Fußboden zu schlafen, und be-

reiteten uns gegen wenig Geld ein vorzügliches Abendbrot. Auf Porquerolles blies ein so eisiger Nachtwind durch die Heide, daß wir, als wir, nach geschützterer Bleibe suchend, in der Tiefe ein Feuerchen gewahrten, uns dorthin hinabsenkten und die weitere Nacht im Geplauder mit einem alten Fischer verbrachten; er erzählte uns Wundermären über Haifische und den großen Kraken – einen Achtfuß fing er uns ein, und wir ließen folgendentags das Scheusal in einer Wirtschaft zubereiten; mein Rucksack stank noch lange von diesem Tiere her nach Patschuli oder Moschus. Der Alte erzählte auch von seiner Kriegsgefangenschaft 1871 in Deutschland; die Behandlung schilderte er als freundlich, doch ertönten auch die üblichen Klagen über das schwarze deutsche Brot: «on ne le pouvait point tremper dans la soupe.» Viel trieben wir uns mit französischen Kolonialsoldaten umher, die in dieser Gegend sich von Tropenkrankheiten erholten, und hörten von Tonking und Madagaskar erzählen. In einem Eisenbahnzuge freuten wir uns mit einem Rekruten, der urlaubslos ausgekniffen war, um dem Stiergefechte beizuwohnen, dem auch wir zustrebten.

Die Stiergefechte! Wir sahen der Stierhatzen zwei, von jeder der beiden Arten eine, und beider Schauplatz waren antike Arenen. In der von Nîmes – dem silbergrauen gewaltigen Gebilde von Stein mit den schön geschwungenen Sitzreihen – hockten gleich bunten Vögeln, die sich da und dort im Gemäuer niedergelassen hatten, die Häuflein der Zuaven: blau wie der Himmel, der sich über uns spannte, und leuchtend rot; und im vollkommen eirunden Sandfelde unter uns tobte die funkelnde fröhliche «course landaise» – ein unblutiges Ballett prächtig blinkender, flitterübersäter wohlgestalter Jünglinge, aufgeführt mit dem dumpfen erbosten Rinde, dem sie, wie Falken der schwarzen plumpen Krähe, zusetzten, um sich, wenn es auf einen von ihnen losstürzte, im Sprunge über den verblüfften Angreifer wegzuschwingen; bis das Vieh ermattet war und sich von seinesgleichen aus dem Raume wegführen ließ. Dieses Spiel, den breiten städtischen Mengen in glänzender Aufmachung vorgeführt, ist weiter nichts als ein Alltagsvergnügen der südfranzösischen – wie auch aller sonstigen – Rinderhirten, soweit Vieh und Menschen nicht «entnatürlicht» worden sind. Als Buffalo-Bill den Römern solche Rinderbändigungen, als wären sie etwas Unerhörtes, mit Indianern vorführte, erschienen die Campagnahirten des Fürsten Caetani, die dieser große Herr hatte antreten lassen, im Zirkus und machten zum Jubel der Italiener alles, was die Indianer taten, spielend nach. Dergleichen war auch bei ihnen tägliches Brot.

In der Arena von Arles sahen wir hingegen ein Stiergefecht nach spanischem Ritus. Der französische Name « mise à mort » verrät bereits das europäische Mißverständnis dieses Kampfsportes. Nicht darin, daß ein Stier erlegt wird und daß man ihn bluten sieht, liegt der Sinn der Handlung, sondern darin, daß ein Mensch aus Kampflust und Kampfmuth sein Leben aufs Spiel setzt; und nur eine solche Zuschauerschaft ist dieses Schauspiels wert, wo – wie in Spanien – ihr beträchtlichster Teil vom Granden bis hinab zum Stiefelputzer den Stoß von Stierhörnern selbst geschmeckt hat und selbst von Lust brennt, den gefährlichen Gegner zu versuchen. Dieses Spiel um hohen Einsatz ist edel, wie es die Jagd ist, soweit sie Gefahren bringt, und biologisch kräftige Menschen werden es nicht verdammen. Der heute übliche Nordländer in seiner Sucht « de corriger la nature » – die er Naturliebe nennt und die demselben Naturunverständnis entspringt – tut das zwar; doch kenne ich, gottlob, noch Ausnahmen: jenen adeligen preußischen Hauptmann der Schutztruppe, der, während des Krieges in Spanien interniert, sich dem Stierkampf widmete und, als « el torero aleman » seine Haut zu Markte tragend, Achtung vor deutscher Schneidigkeit erwarb, jenen kräftigen Bauernburschen aus meiner oberbayerischen Gegend, der, von Beruf seefahrend, mir erzählte, wie schwer es ihm beim Anblick des ersten Stiergefechtes gewesen, nicht in die Arena hinabzuspringen. Alte deutsche Fürsten haben auf diese Weise ihre Kräfte geübt, in Nürnberg gab es Stierhatzen bis in das XIX. Jahrhundert (zuletzt 1801). Das alles aber will nicht sagen, daß ich Stiergefechte bei uns zulande einführen möchte; ich sagte schon, welche Zuschauerschaft allein eines solchen Schauspiels wert sei, und zeihete schon die französische, auch südfranzösische, eines Mißverständnisses. Wir sind, mit Ausnahmen, biologisch zu sehr heruntergekommen, um uns an solchen Wagnissen freiwillig zu beteiligen; die Handlung würde für uns zum erregenden Schauspiel entarten, wie dergleichen für die heruntergekommene Römerwelt nur ein Reizmittel war; derselbe Kampf, den wir so hoch bewerten, würde damit zum Unwert. Nur sollten wir gegen die Kampfsportspiele, wo sie noch natürlich sind, nicht zetern; dieses Sanftmüthigtun fällt unseres Erachtens mit unter die Erscheinungen, die Hermann Löns mit den bitteren Worten beklagt: « Adler und Wölfe werden ausgerottet und Hasen und Hühner geschützt. »

Doch zurück zu jener Zeit: wir wurden vertraut mit den Sitten der südlichen Menschen, von ihrem aufgetanen Freiluftdasein an, ihrer

Tracht – die schönen Frauen von Arles erschienen wohl ohne sie nur halb so edel! – bis zu ihrer Küche: die Bouillabaisse ist etwas Einziges; die Provence und ihr Meer schmecken aus ihr; entzückend versteht man dort Erbsen, Artischocken und andere Gemüse zu bereiten; das provençalische Essen mundete mir so sehr, daß ich nachmals in Paris provençalische Speisehäuser, neben italienischen, den gepriesensten einheimischen vorzog; doch neckt man mich stets wegen meines bäuerischen Geschmacks, und bäurisch ist die provençalische Küche schon deshalb, weil sie sättigt.

Wir staunten vor den römischen Altertümern, nicht nur den beiden vom funkeln Spiel belebten Arenen, sondern auch vor der vollkommenen Maison carrée in Nîmes, vor dem Pont du Gard – dem Aquädukt –, in dessen abgelegener Einsamkeit wir einen frühen Morgen verbrachten, von seiner Höhe aus nach beiden Seiten unendlich klare, besonnte südliche Fernsichten genießend. Auch das Mittelalter berührte uns: im Kreuzgang von St.-Trophime in Arles, in den Burgtrümmern von Les Baux, vor dem mistralumwehten Papstpalaste von Avignon, allwo vor unseren Blicken das weitläufige Gemäuer von Ville-neuve und die turmreiche Umgebung sich breiteten. Der letzte Eindruck der Reise war das Schweigen in den abendlich dämmernden Gängen und Zellen der « grande Chartreuse », die uns für eine Nacht aufnahm; noch hatte neuzeitliche Barbarei die weißen Mönche aus ihr nicht vertrieben; Kerzen in der Hand, nahmen wir teil an der Prozession. Und der Nachtgottesdienst, zu dem wir Wandermüden aus den Betten aufgeklopft wurden, mit seinen erdabgewandten Weisen deuchte mich schon am folgenden Tage nicht mehr erlebte Wirklichkeit sondern ein ernster Traum.

Kein Wunder, daß auf dieser Reise die lyrische Stimmung und der lyrische Trieb, die mir schon seit dem sechzehnten Jahre nicht fremd waren, Nahrung fanden. Ein Vers, auf einer Karte aus Les Saintes-Maries in der Camargue heimgeschrieben, ist kein bloßes Gestümper mehr und, als fünf Jahre darauf jener Trieb meiner endgültig Herr ward, nannte ich meine ersten Sonette mit Fug « provençalische Nächte », da sie die von mir erlebte Nacht- und Küstenschönheit des südlichen Landes preisen wollten – wollten, wiewohl auch das noch nicht gelang. Auch hatten meine Augen auf dieser Reise ein neues Sehen gelernt; unvergeßlich trugen sie in sich das Abbild des südlichen Meeres mit dem verglimmenden Abendlichte zwischen den großgebauten blauen Felsen von La Ciotat. Ich war reif geworden für Claude Lorrain, den

ich, als ich viel später seine Landschaften kennen lernte, gleich einem anderen Ich auf der Stelle liebte.

Mein letzter Ausflug von Genf aus – am 2. Juli 1898 –, an dem auch Keyserling teilnahm, führte mich mit den Studenten Professor Duparcs nach der mer de Glace. Ich hatte den Zug versäumt, und so genoß ich mehr noch als in der mir wenig vertrauten Geologengesellschaft die Wanderung von der Eisenbahnhaltestelle bis Chamonix durch das von Apollofaltern durchsegelte Tal. Der Mt. Blanc erhebt sich groß in meiner Erinnerung. Auf der Rückfahrt aber ergriff mich der noch nie gesehene und nicht erwartete Anblick einer totalen Mondfinsternis. Ich entsinne mich noch genau meiner Stimmung auf dieser Fahrt; ich blickte hinaus auf das seltsame, irgendwie geisterhafte Schauspiel, in dessen einige deutschschweizer Jünglinge unserer Bande das Studentenlied « Der Sang ist verklungen » angestimmt hatten, das sie weit leidenschaftlicher als Reichsdeutsche sangen; mein Geist aber war bereits fern von ihnen und von diesen Bergen; diese Zeit war für mich schon verrauscht. Denn für den folgenden Tag hatte ich meine Abreise nach Norden festgesetzt. Mutter und Schwester begaben sich zu Verwandten aufs Land nach Ostpreußen: Heimweh nach der Ostsee, nach weiten Wiesenflächen, nach Ritten über sie hin, nach dem abendlichen Entenzuge am Haff, nach Pirschgängen – obwohl ich nie etwas traf –, waren in mir bei dieser Nachricht erwacht; so wollte ich mich ihnen anschließen. Die übernächste Nacht verbrachte ich bereits zuhause. Und dann gab es noch lange Ferien, und dann gedachte ich meine letzte Freiheitszeit – frei von einem ungeliebten Berufe – durch mein Dienstjahr bei den Königsberger Kürassieren zu strecken. Ein Armbruch ließ meine List zuschanden werden nach kaum vier Monaten, die – obzwar meist von Pferdeputzen und Mistklauen ausgefüllt – unter edlem Getier und geraden Bauernburschen so glücklich gewesen waren wie die Zeit in Genf, so daß mein dortiges Semester und die Monate beim preußischen Kommiß die besten Tage meines Lebens waren; denn wiesehr das auch den nach Land und Zeit Fremden wundern mag, das Dasein in der alten preußischen Armee ließ gerade dem gemeinen Soldaten, wie wenige andere Lebensweisen, eine ungeheuere innere Freiheit, sobald er nur den Sinn des Dienstes verstand. Daß aber das Leben hernach mir dauerndes Frohsein verwehrte, darüber will ich nicht klagen. Wir haben andere Aufgaben hienieden; es lehrte mich dieses, und das war gut.